

LEUTE

Cora Schumacher, 49, Model und Unternehmerin, hat sich an der Lippe verletzt. Wie sie auf Instagram mitteilte, habe sie ein Unfallchirurg in einer Notaufnahme mit mehreren Stichen nähen müssen. Immer wieder lässt die Ex-Frau von Formel-1-Fahrer **Ralf Schumacher**, 51, der inzwischen mit einem Mann verheiratet ist, ihre Follower an dramatischen Situationen teilhaben, etwa an der Trennung von ihrem US-amerikanischen Freund. Auch diesmal wieder hielt sie ihre Handykamera auf sich – und auf einen Mediziner, der ihr erklärte, die Wunde habe ein „blödes Keimpektrum“, weshalb er ihr zu Antibiotika rate. Wie es zu ihrer Lippenwunde kam, verriet Schumacher allerdings nicht.

Claudia Kleinert, 56, ARD-Wettermoderatorin, und **Michael Souvignier**, 67, Filmproduzent („Das Wunder von Lengede“, „Contergan“), sind kein Paar mehr. Laut *Bunte* gehen die beiden nach 13 Jahren getrennte Wege. Ihr Liebes-Aus liege bereits ein Jahr zurück, erklärte Kleinert dem Magazin. Man habe es nur nicht „an die große Glocke gehängt“. Eine neue Liebe habe bei der Trennung keine Rolle gespielt, sagte die Moderatorin. „Wir sind nicht im Bösen auseinandergegangen.“ Auf der Suche nach einem neuen Partner sei sie derzeit auch nicht.

Jamie Foxx, 58, Schauspieler („Ray“), wird noch mal Vater. In der „Jimmy Kimmel Live“-Show sagte der Darsteller, der aus früheren Beziehungen bereits zwei Töchter im Alter von 18 und 32 Jahren hat: „Ich hab's immer noch drauf!“ Bald stehe er wieder in der Schlang vor dem Kindergarten. Sein Vorbild sei diesbezüglich sein Kollege Al Pacino, der 2023 mit 83 zum vierten Mal Vater wurde. Foxx ist derzeit mit Alyce Huckstepp, 31, Fitness-Model, liiert.



Wieder Single

Elyas M'Barek, 44, Schauspieler, und seine Frau **Jessica Riso**, 38, Model, haben ihre Trennung erst mal geheim gehalten. M'Bareks Medienanwalt erklärte der Deutschen Presse-Agentur, dass sich die beiden „bereits vor geraumer Zeit getrennt“ hätten. Gründe für die Trennung nannte er nicht. Der in München geborene Österreicher und die US-Amerikanerin hatten vor vier Jahren auf Ibiza geheiratet. In diesem Frühjahr wollten sie von New York nach München umziehen. Der Schauspieler postete zuletzt immer wieder Fotos aus der bayerischen Landeshauptstadt; ob seine Noch-Frau ebenfalls dort lebt, ist unklar. Im vergangenen September hatten sie ihren dritten Hochzeitstag auf Mallorca gefeiert. Elyas M'Barek schrieb damals auf Instagram: „Ich könnte nicht glücklicher sein.“

FOTO: PETER KNEFFEL/DPA

Heinz Hoenig, 75, Schauspieler, möchte noch viele Jahre für seine Kinder da sein. „Meine Jungs sind noch klein, ich will noch lange ihr Papa sein“, erklärte Hoenig zu seinem Geburtstag der *Bild*-Zeitung. Wegen akuter Herzprobleme und einer Entzündung der Speiseröhre war der Vater von Juliano, 5, und Gianni, 3, bereits 2024 in ein Krankenhaus gebracht und ins künstliche Koma versetzt worden. „Früher war Älterwerden eben Älterwerden. Heute bedeutet es für mich, dass ich noch leben darf. Und dafür bin ich dankbar. Das macht mich schon demütig“, sagte er. Auch mit seiner Frau Annika Kärsten-Hoenig, 41, Schauspielerin, würde er „gerne noch viele Jahre haben“.

Bülent Ceylan, 50, Komiker und Musiker, wünscht sich mehr Menschen, die in der Gesellschaft klare Haltung zeigen. Er habe zum Beispiel „das Gefühl, dass die Metal-Community klar gegen Rassismus steht. Wenn in Wacken jemand mit rechtsextremen Gesten oder Parolen auffällt, wird das nicht toleriert“, sagte er den *Nürnberger Nachrichten*. Bei vielen anderen aber, auch Politikern, fehle im Alltag eine solch klare Haltung. „Wer ständig über den Ex-Partner herzieht, wirkt auch nicht überzeugend. Politik lebt von Glaubwürdigkeit.“

Gina-Lisa Lohfink, 40, ehemalige „Germany's Next Topmodel“-Teilnehmerin, wäre lieber unbekannt. „Berühmt zu sein, ist furchtbar“, sagte sie der *Bild*-Zeitung. „Ich würde alles rückgängig machen, um nicht berühmt zu sein.“ Ihr Dasein gehe stets mit täglichem Druck einher: „Die Leute schauen mich an, machen Bilder und Videos, wollen Fotos und Autogramme. Ich habe kein richtiges Leben mehr.“

Di2digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Von Sophie Kobel

Stefan erinnert sich noch genau an die Worte seines ehemaligen Chefs, als er ihm erzählte, dass er Vater wird. Es war nur ein kurzer Satz, genau genommen eine Frage, und doch war damit schon alles gesagt. Der ganze Stress, die schwierigen Gespräche, all das nahm hier seinen Anfang: „Gratuliere, dann zwei Monate Elternzeit, oder?“

Fast zwei Jahre ist das Gespräch jetzt her. Stefan schüttelt den Kopf, wenn er daran zurückdenkt. „In dem Moment habe ich gedacht, das wird schon. Ich war naiv.“ Für seinen damaligen Chef war die Sache klar. Als Vater geht man halt, wenn überhaupt, zwei Monate in Elternzeit. Stefan aber hatte andere Vorstellungen. Seinen vollen Namen möchte er nicht öffentlich nennen, aus Sorge, das könnte seine Jobaussichten schmälern.

Er und seine Partnerin Sonja hatten sich lange überlegt, wie sie die Betreuung ihrer Tochter nach der Geburt aufteilen wollten. Nämlich so, dass Sonja beruflich nicht zu sehr zurückstecken musste und beide viel Zeit mit ihrer Tochter verbringen konnten. Deshalb beschlossen sie, ihre Arbeitszeit während des ersten Jahres jeweils zu halbieren. Doch Stefans Arbeitgeber reagierte nicht wie erhofft. Heute ist er sich sicher: „Mein Familienmodell hat einfach nicht in das Bild meines Arbeitgebers gepasst.“

Mit ihrer Aufteilung sind Stefan und Sonja eine Ausnahme. Nur etwa die Hälfte aller Väter in Deutschland nimmt laut Statistischem Bundesamt Elterngeld in Anspruch. Und während Mütter durchschnittlich 14,9 Monate Elterngeld beziehen, sind es bei Vätern 3,8 Monate. Dabei würden knapp die Hälfte der Eltern eine gleichmäßige Verteilung der Elternzeit bevorzugen, wie aus einer repräsentativen Umfrage der Bertelsmann-Stiftung hervorgeht. In der Realität bleibt die Betreuung der Kinder jedoch meist bei den Müttern hängen, und das hat Konsequenzen: Karriereknick, geringeres Einkommen, eine höhere Wahrscheinlichkeit, später unter Altersarmut zu leiden.

Expertinnen wie die Ökonomin Nicola Fuchs-Schündeln fordern deshalb, das Elterngeld so zu reformieren, dass Paare sich die Betreuung des Kindes fairer aufteilen. „Das würde die Chancengleichheit zwischen jungen Männern und Frauen bei den Arbeitgebern erhöhen“, sagt die Ökonomin. Nun deutet ein Reformvorhaben der Bundesregierung zumindest in diese Richtung.

Doch was, wenn Väter mehr Verantwortung übernehmen wollen, aber der Arbeitgeber sich querstellt?

In der Teilzeit hieß es dann, er dürfe von nun an kein Homeoffice mehr machen

Stefan sitzt auf einer grünen Spielmatte im Wohnzimmer und trommelt mit seiner Tochter auf einem rosa Mini-Schlagzeug herum. Es ist ein warmer Montagabend im August, erst vergangene Woche ist die Familie in ein Tiny House im Osten Münchens gezogen. Anderthalb Jahre ist ihre Tochter inzwischen alt. Stefan und Sonja sind sich sicher: Es war die richtige Entscheidung, ihre Vollzeitjobs auf jeweils zweieinhalb Tage pro Woche zu reduzieren. Zwei Monate nach der Geburt haben sie damit begonnen, insgesamt ein knappes Jahr lang. Zwar mussten sie mit weniger Geld auskommen, konnten weder sparen noch große Urlaube machen. Aber das sei es wert gewesen, findet Stefan: „Die Kleine schläft bei uns gleich gut ein. Wir beide wissen genau, was sie will, wenn sie schreit.“ Die Wickeltasche könne Stefan sogar besser packen als sie, sagt Sonja und schmunzelt.

Für Sonja lief die Elternzeit beruflich sehr gut. Sie arbeitet in einem Krankenhaus und wurde noch während der Schwangerschaft zur stellvertretenden Personalleiterin befördert. Ihr Chef habe sie immer unterstützt, auch wenn sie wegen ihrer Tochter mal einen Tag kürzer arbeite oder spontan zu einem Arzttermin musste. Bei Stefan kam es anders.

Wenige Wochen nachdem er seine Arbeitszeit reduziert hatte, wurde er von seinen Vorgesetzten und einer Mitarbeiterin der Personalabteilung zu einem Online-Meeting geladen. Kein Betreff, kein angekündigtes Thema. Zu diesem Zeit-



Stefan ist es wichtig, Zeit mit seiner Tochter zu verbringen – auch auf Kosten seiner Karriere.

FOTO: MATTHÄUS WÖRLE

„Gratuliere, dann zwei Monate Elternzeit, oder?“

Stefan will ein guter Vater sein und sich die Elternzeit mit seiner Partnerin teilen. Doch seinem Arbeitgeber gefällt das gar nicht. Es kommt zur Eskalation.

punkt arbeitete er seit fünf Jahren als Ingenieur für einen mittelständischen Brauereianlagenhersteller in Oberbayern.

Nur ein paar Minuten sei das Gespräch gegangen. Ihm sei mitgeteilt worden, er werde eine zuvor in Aussicht gestellte Beförderung nun doch nicht bekommen. „Drei gegen einen, das war ein ganz schlechtes Setting“, sagt Stefan. Er habe gefragt, ob er die neue Stelle nicht testweise mit 50 Prozent ausüben könne oder ob eine geteilte Führung möglich wäre. Vergeblich. Man wolle keinen „Präzedenzfall“ dafür schaffen, dass Führungspositionen auch in Teilzeit ausgeübt werden können, hätten ihm seine Vorgesetzten gesagt. Klar, dass Unternehmensführungspositionen in Teilzeit besetzen, ist noch immer die Ausnahme. Gestört hat Stefan aber vor allem die aus seiner Sicht unfaire Kommunikation seines Arbeitgebers. Fragen der SZ zu Stefans Schilderung ließ das Unternehmen unbeantwortet.

In ländlichen Regionen und in männerdominierten Branchen würden oft eher konservative Familienwerte vertreten, sagt Corinna Frodermann. Die Sozialökonomin forscht seit Jahren für das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) zu Elternzeit von Vätern und Familienfreundlichkeit in Betrieben. Bei Unternehmen, sagt sie, herrsche noch immer das Bild eines perfekten Angestellten vor: „Der ist immer verfügbar, priorisiert den Job über sein Privatleben und nimmt lange Reisen und Überstunden in Kauf.“ Diese Erwartung sei bei männlichen Angestellten allerdings deutlich ausgeprägter als bei Frauen. Schließlich hätten sich Unternehmen daran gewöhnt, dass Väter in der Regel, wenn überhaupt, nur kurz in Elternzeit gehen. „Weichen Männer von diesem Muster ab, wird das oft als negative Überraschung wahrgenommen“ – und führe eher zu Konflikten. Bei Frauen dagegen priesen Unternehmen längere Elternzeiten oft ein.

Stefan war enttäuscht, nicht befördert zu werden, doch er fand sich damit ab. Seine Arbeitszeit früher als geplant wieder aufzustocken, kam für ihn aber nicht infrage, „das wäre dann ja auf Sonjas Kosten gegangen“, sagt er.

Nach mehr als einem halben Jahr in Teilzeit bekam Stefan eine Nachricht von der Personalabteilung: Er dürfe von nun an kein Homeoffice mehr machen, angeblich gemäß einer neuen Regelung der Firma. Für Stefan ein Affront. Schließlich arbeite er viel am Computer, betreute vor allem Kunden im Ausland, beides konnte er gut von daheim aus machen. Sein Arbeitsplatz war außerdem fast zwei Stunden mit dem Auto entfernt, jahrelang fuhr er nur einmal pro Woche ins Büro, so wie viele seiner Kollegen. Als er sich mit ihnen über die neue Regelung austauschen wollte, habe er gemerkt: Andere waren nicht von der Präsenzpflcht betroffen. „Da dachte ich mir: Der will mich loswerden. Das war's hier für mich.

„Ich möchte Eltern wirklich Mut zusprechen, sich zu wehren.“

Von da an fühlte er sich in seiner Firma nicht mehr gewollt, hatte das Gefühl, seine Vorgesetzten hielten ihn für faul. Als seine Freundin wiederum nach acht Wochen in Teilzeit einstieg, seien ihre Kollegen und Kolleginnen begeistert davon gewesen, wie fleißig sie sei, erzählt Stefan.

Gegen die Präsenzpflcht legte Stefan Widerspruch ein und bat um ein persönliches Gespräch. Die Antwort vom Geschäftsführer kam prompt: Man wolle nicht reden, könne das stattdessen gerichtlich klären. Und: „Ich verhandle nicht über Regelungen, die unsere Firma und deren Existenz anbelangen.“ Zuvor hieß es, Stefan solle sich mal vorstellen, alle Mitarbeiter hätten seine „*Work-Family-Live-Balance*“, dann würde es die Firma nicht mehr geben. Die E-Mails liegen der SZ vor.

Solche Reaktionen kennt die Anwältin Tine Trojan gut. In ihre Kanzlei kämen häufig Eltern, deren Unternehmen sie nach dem Wiedereinstieg in Teilzeit loswerden wollen. „Ich möchte Eltern wirklich Mut zusprechen, sich zu wehren. Man hat oft gute Chancen“, sagt sie. Zwar gebe es kein Recht auf Homeoffice, aber es gelte ein Gleichbehandlungsgrundsatz und

ein Vertrauensschutz. Einzelnen Mitarbeitern könnten also nicht einfach andere Pflichten auferlegt werden.

Grundsätzlich haben Väter wie Mütter in Deutschland die gleichen Ansprüche auf Elternzeit, sagt Trojan. Allerdings müssen sie mit ihrem Arbeitgeber abstimmen, wie sie die Arbeitszeit genau reduzieren. Trojan rät, sich gut auf das Gespräch vorzubereiten: „Ich würde nicht einfach die Elternzeit verkünden, und den Vorgesetzten überlassen, was danach kommt.“ Stattdessen solle man selbst Vorschläge machen. Welche Kunden könnte man auch in 32 oder 20 Stunden betreuen, welche Aufgaben erledigen? Wann genau sei man erreichbar? So vermeide man den Eindruck, die Motivation zu verlieren. Eine Angst, die viele Unternehmen noch immer hätten.

Nach der Reaktion seines Arbeitgebers konnte sich Stefan nicht mehr vorstellen, dort weiterzuarbeiten. Kündigen, das wollte er aber auch nicht: „Ich habe meinem Chef geschrieben, ich werde nicht freiwillig gehen. Er wird mich nur los, wenn ich eine Abfindung bekomme.“

Anwältin Tine Trojan rät ihren Klienten in solchen Fällen, um einen Auflösungsvertrag zu kämpfen. „Das klappt häufig und man nimmt immerhin noch etwas Geld mit.“ Zudem helfe es, die Kommunikation zu dokumentieren, Screenshots von Chats zu machen, den Mailverkehr zu sichern. Wichtig sei auch, einen Beleg dafür zu haben, dass man den Antrag auf Elternzeit rechtzeitig eingereicht hat, in Form einer Antwort des Arbeitgebers oder eines Einschreibens. Auch Stefan hat die Kommunikation mit seinem Arbeitgeber festgehalten.

Schließlich bekam er einen Auflösungsvertrag und fand bald darauf einen neuen Job, allerdings in Vollzeit. In Teilzeit habe er in seiner Branche nichts gefunden. Sonja musste deshalb ihre Stunden weiter reduzieren, das Paar ist nun auf die Hilfe der Großeltern angewiesen. „Jetzt sind wir doch beim klassischen Modell angekommen, das nervt uns sehr“, sagt Sonja.

In Zukunft wollen sie am liebsten beide 30 Stunden arbeiten. Doch wann das möglich sein wird, wissen sie nicht.

Der tiefe Fall einer Queen

Ehemaliger Drag-Darsteller in Berlin wegen Kinderpornografie verurteilt.

Berlin – Das Versteckspiel hat er aufgegeben, und sein Verhalten findet er „monströs“, sagt Mario O. Seine Stimme zittert. Der ganze, große Mann bebt vor Gericht. Es wirkt auch nicht aufgesetzt, als er erklärt, dass er sich schämt. „Ich will da nie wieder hin zurück.“ Nur gehe es halt auch nicht einfach weg.

Amtsgericht Berlin-Tiergarten am Mittwochnachmittag. In einem kleinen Saal wird Mario O. der Prozess gemacht, in Berlin wurde er bekannt unter dem Künstlernamen Jurassica Parka. Über Jahre war der schwule Mann als Dragqueen unterwegs, mit Blondperücke und im Kleidchen. Mal warb er da für Toleranz, erzählte auch von Alkoholsucht und wie man sie überwindet. Landespolitiker traten gern mit der Glitzerdame auf, Moderator Jan Böhmermann kochte mit ihr im Fernsehen. Jurassica Parka las auch Schulkindern vor, es ging da ums Glück gesellschaftlicher Vielfalt.

Mario O., der Mensch hinter der Kunstfigur, wurde am Mittwoch vom Amtsgericht Berlin-Tiergarten wegen des Besizes kinder- und jugendpornografischer Inhalte zu einer Freiheitsstrafe von zehn Monaten verurteilt, mit Bewährung. „Ich kaufe Ihnen ab, dass Ihnen das wahnsinnig leidtut“, sagte die Vorsitzende Richterin bei der Urteilsverkündung. Mario O. sei aber auch Wiederholungstäter und habe mit seinem Konsum eine Industrie unterstützt, „die unsägliches Leid verursacht“.

Der „Konsum“ des Mario O., das waren 131 Videodateien und 28 Bilder mit kinderpornografischen Aufnahmen, die die Polizei 2025 in seiner Wohnung beschlagnahmte; laut Anklage mehr als fünf Stunden Material. Darauf sollen Kinder in aufreizenden Posen zu sehen sein und solche, die sexuelle Handlungen ausführen. Auch jugendpornografische Videos fanden sich laut Anklage auf Notebooks und externen Festplatten. Überall seien da Darstellungen und Bilder „in einer den Menschen zum bloßen Objekt degradierenden Weise“ gefunden worden, so der Staatsanwalt.

Angeklagt ist Mario O., nicht seine Kunstfigur Jurassica Parka

Mario O. ist jetzt nicht mehr Jurassica Parka. Sämtliche Auftraggeber haben ihm die Zusammenarbeit aufgekündigt, seit die Vorwürfe bekannt wurden, Bühnenpartnerinnen sagten sich los, Freunde ebenso. Auch weil der 46-Jährige schon 2023 wegen Verbreitung, Erwerb und Besitz kinderpornografischer Schriften zu einer Geldstrafe von 11 200 Euro verurteilt worden war. Öffentlich bekannt war das in Berlin lange nicht. Das queere Stadtmagazin *Stiegessäule* brachte 2025 die Vorstrafe zutage.

Mario O. ist heute ein Hüne mit Bart und Brille, im Gericht erscheint er zunächst mit Gesichtsmaske. Drinnen im Saal räumt er umstandslos alle Vorwürfe ein und beginnt dann mit wackeliger Stimme zu erzählen. „Die Vorwürfe sind natürlich ...“, sagt er und bricht wieder ab. „Es hört sich furchtbar an.“ Er schäme sich. „Tiefer und dunkler war ich nie mehr.“

Der Begriff sexuelle Gewalt fällt nicht bei diesem Prozess. Mario O. sagt: „Ich habe hochillegales Material konsumiert, das Leid von Kindern darstellt.“ Er gibt sich hörbar alle Mühe, nichts kleinzureden, erwähnt aber auch Dinge, die ihn entlasten könnten, aus seiner Sicht. „Ich habe eine Suchterkrankung, schon seit vielen, vielen Jahren“, sagt er. Am Tag, als die Polizei seine Wohnung durchsuchte, habe er „den ganzen Tag getrunken“. Es sei da viel Druck gewesen, die Bühnenshows, immer bewertet zu werden, „auch entwertet zu werden“.

Mario O. wurde nach Bekanntwerden der Vorwürfe mit Hassnachrichten überschüttet. Menschen, die ohnehin der Meinung sind, Schwulseien und Pädokriminalität gehörten zusammen, fühlten sich bestätigt durch seinen Fall. Auch die AfD triumphierte. Zuletzt wurde in sozialen Medien aber auch davor gewarnt, den Straftäter Mario O. mit der Kunstfigur Jurassica Parka gleichzusetzen. So werde die ohnehin bedrängte Szene von Drag-Künstlerinnen noch stärker abqualifiziert als ohnehin schon. Nur hat der Angeklagte eben genau diese Abwertung befeuert. Er dürfte das wissen.

Mario O. hat sich in ärztliche Behandlung begeben, einen Therapieplatz suche er noch, sagt er vor Gericht. Für Leute wie ihn sei das Angebot leider „mau“. Als der Staatsanwalt wissen will, warum er nicht schon nach seiner ersten Verurteilung Hilfe gesucht habe, sagt er: „Ich trage das schon länger mit mir rum. Aber das habe ich erfolgreich verdrängt, weggedrückt.“ Nach dem ersten Prozess sei er lange „abstinert“ gewesen, habe dann aber „wieder konsumiert“. Es klingt zaghaft. So, als könne da einer sich selbst nicht mehr trauen. Pädophilie, das werde ihn weiter begleiten. Das sagt er auch.

Weil Mario O. ein Wiederholungstäter ist, sein Bedauern aber aufrichtig wirke, fordert die Anklage am Mittwoch eine Freiheitsstrafe von einem Jahr und einem Monat mit Bewährung. Die Verteidigerin betont, ihr Mandant habe „alles gemacht, um das Problem anzugehen“. Die Vorsitzende Richterin entscheidet schließlich auf zehn Monate Haft mit Bewährung. „Ich gehe davon aus, dass Sie dergleichen nicht mehr begehen“, sagt sie noch. Mario O. sagt jetzt nichts mehr.

Kobei